

Nr. 181. Bromberg, den 10. August 1932.

„Antworte, Charlie, die Zeit verrinnt"

Roman von Rolf Brandt.

(12. Fortsetzung.)

In der Wirtsstube galt es, zwei Begrüßungen zu machen: dem alten Wirt, der Charlie wie eine Art Kriegsheiligen verehrte, und dem Herrn Gendarm, der sich schon am frühen Morgen hier an Käse und Eiern erfreute, ehe er seinem mühseligen Dienst nachging. Der Gendarm machte eine Ehrenbezeugung, denn Charlie war ja einmal im Kriege mit seiner belgischen Kompanie hier durchgekommen und hatte dann, nicht sehr weit von der Front, einen guten und freundlichen Kommandanten abgegeben; Marie Louison war damals noch ein halbes Kind gewesen . . .

Man ging durch hohes und geiles grünes Gras, das sich nach jedem Schritt wieder schloß. Da war der kleine Fluß, da war die kleine, geschützte Welt. Charlie löste den Kahn und tat ein paar Ruderschläge; dann ließ er das Boot treiben. Er kannte eine kleine Bucht, da standen noch Hechte.

In einer alten Gießkanne schwammen noch ein paar kleine Köderfischchen. Ein bißchen matt, dachte Charlie. Ja, wenn man in solcher Gießkanne steckt, zappelt man sich ab, und man ist nicht einmal als Hechtköder zu etwas nütze. Er befestigte kunstgerecht einen der kleinen Weißfische am Haken, warf aus und ließ die Leine langsam über Bord gleiten. Vorsichtig trieb er den Kahn gegen den leichten Strom.

Am Ufer blühten noch die Weiden; weiße Blütenflocken wehten in den Kahn. Das Wasser war hellgrau, aber es spiegelte den Himmel und ein paar weiße Wolken, so sacht floß es dahin. Die Schnur mit der Hechtangel lag leicht in seiner linken Hand. Charlie fühlte in dieser Schnur das fließende Wasser, den kleinen, zappelnden Köderfisch, um dessen Leiden er sich gar keinen Gedanken machte, und er fühlte fast die Bewegung der großen Flossen nahe an dem kleinen Opfer.

Ruhig und stetig glitt der Kahn vorwärts. Zuweilen hob Charlie mit einer kleinen Bewegung der Hand die Schnur ein wenig stärker aus dem Wasser, daß der Fisch unten tanzte und glitzerte. Der Hecht ist faul! dachte er. Da fühlte er schon den scharfen Biß, er gab ein klein wenig nach, zog schärfer heran, gab den richtigen Ruck, zog und fühlte, daß er einen starken Hecht an der Leine hatte. Er landete die Beute kunstgerecht mit dem Kescher. Sein Mund war zusammengepreßt; er war nichts als Jäger. Das Tier schlug stark um sich; der weiße Bauch glänzte in der Sonne. Charlie schätzte zwei Pfund.

Während er das Tier hinter die Kiemen faßte, um den Haken zu lösen, hatte er schon die Lust verloren. Er warf den Hecht in das Netz, wickelte die Schnur um das Netzende fest und hängte die Beute über Bord. Dann ließ er den Kahn treiben, setzte sich auf den Boden des Bootes und lehnte den Kopf gegen den Steuersitz. Man war geborgen hier, man fing Hechte und wurde nicht gefangen. Aber war das das Leben, mit der kleinen Louison zu spielen, ihre Schokolade zu trinken und zu wissen, man brauchte nur die Hand nach ihr auszustrecken? War das Leben hier auf diesem Fluß zwischen den blauen und gelben Wiesenblumen?

Man vergaß die Zeit, das war gut; denn die Zeit war töricht, und er war in ihren Torheiten verfangen. Er wußte plötzlich, so könne er nicht leben, nur, um das Leben vorbeirauschen zu sehen. „Und wenn sie mich über Bord ziehen und mir mit dem Knüppel über die Schnauze schlagen und mich als ausgesuchten Braten fressen, ich kann nicht! Ach, schließlich auch die Weißfische werden ja gefangen mit blöden Netzen, und sie haben nichts getan für uns als Gutes, Mückenbrut gefressen und Wasserkäfer!"

Er sah Rom. Er sah in der Hotelhalle eine schmale, helle Frau mit fast hellgrünen Augen. Er sah aber auch — das Boot hatte nun einen Kreis im Strom gemacht und floß, schräg gestellt, mit dem Flüßchen zu Tal — die „Inséparables", die beiden Karabinieri, die unablässig vor dem Hotel patrouillierten; er sah den ruhigen Blick des Mannes, dessen rechte Hand in der Tasche am Revolverabzug war.

Er stellte sich, noch in dieser schläfrigen Haltung, aber schon ganz abgespannt und ganz klar, noch einmal die Frage: „Was tut Brigitte, wenn ich ihr die Wahrheit sage, nichts als die Wahrheit, und hinzufüge, daß ich sie wahrhaftig liebe?" Er sah ihr Gesicht sehr deutlich, sah ihre Handbewegungen und dachte auch an ihren Reichtum. Er knirschte mit den Zähnen. Sie wird eine Träne weinen, sie hat wohl schon welche geweint, und wird einen Scheck schreiben und wird sagen: „Tun Sie es nie wieder!"

Verdammt! Das nicht! Er wäre am liebsten aufgesprungen, hätte dem Kahn einen Fußtritt gegeben, dieser ganzen Stille, dieser Ehrbarkeit und Ruhe, und wäre über die Wiesen gegangen nach der Stadt, dann nach Paris. Aber er begann zu zählen, wie ein Kind langsam zu zählen: Eins, zwei, drei vier . . . Das hatte er von seiner Mutter gelernt, die einen sehr jähzornigen Charakter gehabt hatte. Bis zwanzig. Er hatte es nicht oft genug befolgt, das Rezept der unglücklichen Frau, wie sie selber wohl auch nicht. Jetzt nahm er, nachdem er die Zahl Zwanzig leise ausgesprochen hatte, die Angelschnur, rollte sie sauber auf, ergriff die Ruder und brachte das Boot an den alten Platz. Er nahm seine Beute, den Hecht in dem grauen Netz, in dem noch alte Schuppen glänzten, und ging in der Mittagssonne nach dem Wirtshaus zurück.

Am Abend behauptete er, Geburtstag zu haben, und lud die ganze Gesellschaft in der Wirtsstube ein, seine Gäste zu sein. Er sang das Lied von der Cantinière vom dritten Regiment und der Chor fiel laut ein. Der Herr Gendarm sang mit und der Apotheker, der Postdirektor und der Kaufmann, der den großen Laden mit den tausend verschiedenen Sachen hatte. „Vive, vive, vive la cantinière du troisième régiment!" Er stürzte den Wein aus den großen, dicken Gläsern hinunter.

In dem breiten Hausflur war das braune Licht des Abends. Er nahm Louison um die Taille, und während sie unten noch grölten und das Lied von der Nonne sangen: „Venant du monastère — je prends un chemin de fer...", trug er sie die Stiege hinauf zu seinem Zimmer. Sie sträubte sich ein bißchen, aber sie sprach keinen Laut.

Es war elf Uhr in der Nacht. Von den Wiesen her sangen die Grillen wie eine überlaute Orgel des Frühsommers; Kühle floß sanft durch die Fenster. Da packte er seine paar Sachen. Louison kniete neben dem Koffer, und ihre kindlichen Tränen fielen auf seine Wäsche. „Ich werde sie dir einsprengen", sagte sie dabei und lächelte, wie diese Frauen ihres Landes lächeln können, auch wenn sie Abschied nehmen.

Am nächsten Morgen sehr früh war er in der Wirtsstube. Er zahlte seine kleine, unwahrscheinlich kleine Rechnung. Er steckte sich einen kleinen Strauß von Oleander, der neben seiner Tasse lag, in das Knopfloch. Der Wagen fuhr vor. Louison stand hinter dem Fenster. Erst, als das kleine Gefährt schon an der Wegbiegung war, streckte sie ihren Arm weit hinaus in den frühen Morgen und winkte einmal. Sie hatte es ja gewußt, dieser fremde Vogel war nichts für das kleine Nest, aber er sang so gut . . .

Im Zug nach Paris las Charlie zum erstenmal Zeitungen; er las sie schnell und mit Spannung. Ach, von seiner tollen Episode stand natürlich nichts mehr darin. Darüber waren längst viele Zentner schwarzen bedruckten Papiers gefallen.

Langweilig waren die Zeitungen: Nichts als Politik. Frankreich will sein Recht — Frankreich wird sein Recht behaupten — Frankreich fühlt sich bedroht. Eine Rede Poincarés an einem Kriegerdenkmal. Ach ja, da eine Notiz, dreißig Zeilen! Es ist wahrscheinlich, daß die amerikanischen Truppen nun doch endgültig Europa verlassen. Der amerikanische Kommandierende General Warner hat, wie man hört, seinen Abschied eingereicht. Er wird Koblenz, entgegen den bisherigen Dispositionen, mit dem allerersten Rücktransport verlassen. Wahrscheinlich wird General Warner, dessen militärischem Genie die ganze kultivierte Welt Verehrung und Hochachtung entgegenbringt, seinen Weg über Paris nehmen. Man hofft, daß sich der General den bei seiner Anwesenheit geplanten Ehrungen nicht entziehen wird und daß sein Gesundheitszustand ihm erlaubt, die freudigen Grüße der Pariser Bevölkerung entgegenzunehmen.

Charlie ließ sich vom Schaffner das Kursbuch geben. Wann geht von Paris der nächste und beste Zug nach Rom? Er stellte fest, er könne noch am gleichen Abend einen guten Nachtzug benutzen. Er trat an das Fenster des deutschen Wagens, der an Frankreich hatte abgeliefert werden müssen. Durch den Gang wehte der Zugwind, dieser Wind voller Rauch und fremder Gerüche, der ihm wie Heimat vorkam. Aus einem Abteil erster Klasse kam starker Parfümgeruch. Charlie griff mit der rechten Hand an sein Knopfloch und warf ein paar Oleanderblüten mit heftiger Bewegung auf die Böschung der Gleise.

Die Dame war sehr elegant. Sie hatte die Beine hoch übereinandergeschlagen und den linken Fuß dabei vorgeschoben. Charlie sah unterhalb ihres rechten Knies ein schmales goldenes Strumpfband mit einer kleinen, blitzenden Schnalle. Man trug das? Während Charlie Fische gefangen hatte und versunken war in Bauernromantik und ländlicher Tändelei, hatte man in Europa das Bein entdeckt.

Charlie war irritiert. Er setzte sich mit einer leichten Verbeugung in das Abteil, wo die Dame saß, ihr gerade gegenüber. Er studierte aufmerksam die schöne, schmale Fessel und die sanfte Linie, mit der die Wade zum Knie heraufstieg. Als er die Augen höher richtete, begegnete er den grauen, lustigen Augen seines Gegenübers. Sie lächelte unverkennbar spöttisch.

„Madame kommen aus Brüssel?" fragte er.

„In der Tat, mein Herr", sagte die Dame. „Sie sind wohl eine Art Hellseher?" Es war der Zug zwischen Brüssel und Paris.

„Ach, Madame, Sie brauchen sich nicht über mich lustig zu machen! Ich war auf meinem Landgut, habe Fische gefangen und gesehen, wie die Wiesen blühen. Inzwischen hat sich die Mode so überraschend und effektvoll geändert, da stellt man leicht etwas törichte Fragen."

Die Dame wippte ein ganz klein wenig, fast unmerklich mit dem Fuß. Nach einer kleinen Pause erwiderte sie: „Richtig . . . Wo waren wir doch stehengeblieben? Törichte Fragen"!

„Also darf man dabei bleiben! Man hat Entschuldigung, weil man ein Frühsommeresel vom Lande ist. Was haben Sie in Brüssel getan?"

„Ich bin überzeugt", sagte die Dame, „Sie haben mich wirklich überzeugt, daß Sie vom Lande sind." Ihre Augen begegneten den hellen, unbeherrschten Blicken von Charlie mit der immer gleichen spöttischen Heiterkeit. „Ich habe übrigens in Brüssel gesungen."

Charlie lehnte sich zurück, nahm die Dublette des berühmten goldenen Etuis mit dem belgischen Wappen, sagte: „Sie gestatten, Madame?", zögerte einen Moment, reichte ihr das Etui hinüber: „Rauchen Sie selbst?"

Die Dame sagte: „Danke sehr!", nahm eine Zigarette und sah das funkelnde Wappen. Er reichte ihr Feuer. Sie studierte aufmerksam dabei seine schmalen kräftigen Hände.

Charlie summte vor sich hin: „Parcequ'il était, parcequ'il était, parcequ'il était tambour-major . . ."

Die Dame sagte: „Mein Herr, Sie sind wirklich zu sehr vom Lande . . . Es ist irritierend, wie . . ."

„Oh, Sie haben sehr schöne Beine!" sagte Charlie.

„Aber ich bin nicht von der Operette, mein Herr!"

„Hielten Sie das für so schlimm?" fragte Charlie. „Ist es ein Verbrechen, „Mam'zelle Nitouche" zu singen?"

„In Paris nicht, in Brüssel vielleicht; Brüssel ist nichts als französische Provinz."

„Haben Sie es meinem Vetter erzählt?" fragte er.

Jetzt lachte die Dame hell heraus. „Vetter ist ausgezeichnet! Vetter ist sehr gut!" Sie sang jetzt ihrerseits: „Si, par hasard, tu vois ma tante, complimente la de ma part . . ."

„Kenne ich auch nicht", sagte Charlie. „Sie wissen schon: Landgut, Wiesen, reizend . . ."

„Deutsch", sagte die Dame, „ein deutscher Schlager! Aber wer ist denn nun Ihr Vetter, mein Herr vom Lande?"

„Mein Vetter?" sagte Charlie. „Gott, mein Vetter ist der König von dieser französischen Provinz, König aller Belgier."

„Mille tonnerres!"

„Das sagt man nicht", meinte nun Charlie ein bißchen gönnerhaft.

Die Dame hatte sich schon wieder gefaßt: „Ich habe die Ehre gehabt, Seiner Majestät vorgestellt zu werden."

Das war nun aus begreiflichen Gründen eine Wendung, die Charlie nicht sehr angenehm berührte. „Sie sind von der Großen Oper in Paris, Gnädigste?" fragte er.

„Nein, Hoheit", sagte die Dame, „aber da Sie als richtiger Prinz so sehr viel fragen, will ich Ihnen sagen, daß ich zuletzt in der Metropolitan-Oper in Newyork gesungen habe. Ich kam während des Krieges herüber. In Brüssel habe ich die Carmen gesungen."

„Was gab's sonst in Brüssel? Sie haben ganz recht: Unser liebes Brüssel wirkt für jemand, der aus Newyork oder Paris kommt, sehr provinziell, namentlich, was das Theater anbetrifft."

Die Dame lächelte. „Man hat mir da in Brüssel, irgendeiner der jüngeren Kammerherren war es, eine sehr lustige Geschichte erzählt, Hoheit. Ich weiß nicht, ob Sie sie kennen?"

„Sicher nicht", sagte Charlie. „Ich liebe lustige Geschichten."

Die Sängerin legte jetzt beide gefalteten Hände über das Knie und saß da wie ein Junge. Eine Haltung, die ihr ausgezeichnet stand und die sie sich durchaus erlauben konnte. Sie wurde wieder spöttisch. „Hören Sie auch zu, Hoheit? Also, es gibt da in der Nähe von Brüssel das alte Schloß Tervueren . . ."

Charlie sah einen Augenblick zur Tür, sah dann durch das Fenster auf die vorbeirasende Landschaft; er schätzte die Geschwindigkeit des Zuges, siebzig Kilometer, ein bißchen viel, man mußte etwa eine halbe Stunde vor Paris sein.

Die Sängerin fuhr fort: „Es ist eigentlich vor vierzig Jahren abgebrannt. Die verrückte Kaiserin von Mexiko, die Charlotte von Belgien, hat es wahrscheinlich angezündet."

„Das finden Sie so komisch?" meinte Charlie.

„Nein, aber nach diesem Schloß hat sich ein Hochstapler genannt, der einen der verrücktesten Streiche gemacht hat, die Sie sich vorstellen können."

„Ach, Sie glauben nicht, was ich mir vorstellen kann!" sagte Charlie.

„Nun: Dieser junge Mann hat im Namen des Königs der Belgier, seines Vetters . . ." Sie zögerte und sah Charlie aufmerksam an.

„Bitte weiter!"

„... dem Oberkommandierenden der amerikanischen Truppen in Koblenz den Leopoldsorden erster Klasse überbracht. Während der General und die Offiziere und die ganze Garnison diesem feierlichen Akt beiwohnten, ließ dieser geniale junge Mann die Kasse des Nachrichtenoffiziers und die Zimmer der meisten höheren Offiziere von einem Gehilfen gründlich durchplündern."

„Hat er viel erbeutet?" fragte Charlie sachlich.

„Sicherlich. Aber das Tollste war noch: Er verlobte sich mit der Schwägerin des amerikanischen Generals und trat mit dieser Dame, die zweifellos zu der besten amerikanischen Gesellschaft gehörte, die Flucht an."

„Erstaunlich!" sagte Charlie. „Hat man wieder was von ihm gehört?"

„Ich weiß nicht einmal, ob man so sehr viel von ihm hören wollte in Brüssel... Aber Sie machen sich wahrscheinlich über mich lustig, Sie werden die ganze Geschichte sicher längst kennen!"

„Ich will Ihnen offen sagen, gnädige Frau, ich kannte sie", sagte Charlie, stand auf und sah die Sängerin ganz fest und ruhig an. „Ich kannte sie, denn ich bin Charlie Tervueren."

„Sie sind unglaublich!" sagte die Sängerin. „Ich wußte es seit fünf Minuten, denn ich hatte ein Bild gesehen."

„Und ich wußte, daß Sie mich erkannt hatten. Die Welt ist verdammt eng. Im übrigen sind wir gleich in Paris. Kann man Sie wiedersehen?"

„Sicher", sagte die Dame. „Denn ich werde ja wohl als Zeugin erscheinen müssen . . ."

„Keine Scherze, schöne Frau! Kann man Sie wiedersehen?"

„Ich wohne in der Nähe der Etoile in einer kleinen Pension. Sie sind völlig verrückt, aber Sie können" — sie zögerte einen Augenblick — „ohne jede Scheu kommen, denn auch ich scheine verrückt zu sein. Avenue Mac Mahon 8, zwei Treppen."

„Wissen Sie sonst noch etwas?" fragte Charlie.

„Ja", sagte die Sängerin. „Sogar der ernste König hat gelacht."

„Ach, ich meine etwas Vernünftiges!" sagte Charlie.

„Auch das. Wenn Sie weiter so leichtsinnig sind, wird man sie unbedingt einstecken, was Sie verdienen. Wer sind Sie eigentlich?"

„Einer ohne Hafen", entgegnete er. „Einer ohne Glück."

Er reichte ihr die Hand; sie gab ihm die ihre. Er hob sie hoch an seinen Mund und küßte langsam und behutsam die schmale Fläche. „Vielleicht werde ich sogar kommen."

(Fortsetzung folgt.)

Glück.

Skizze von Theodore von Rommel.

Wenn das launische Glück einmal beginnt, freigebig zu sein, teilt es verschwenderisch seine Gaben aus. Das erlebte Imre Larsen, der blonde Holsteiner, Angestellter eines Industriewerkes. Jemand schenkte ihm eine Karte zum Besuch eines Wohltätigkeitsfestes. Kaum betrat er den Saal, da bat der Veranstalter der künstlerischen Lebenden Bilder ihn, einen erkrankten Darsteller zu vertreten, dem er glich. Dadurch sah ihn Roswith Keller, die einzige Tochter des Generaldirektors der Stahlwerke, und vier Wochen später saß er mit dem Titel eines Direktors in einem der eleganten Privatbureaus des Hochhauses dieser Gesellschaft und bezog ein Gehalt, das wenigstens den Schein der Berechtigung auf solch übermoderne Ehefrau und ihren Luxuskraftwagen vortäuschte.

Ein Wunder, daß das Übermaß des Glücks ihn nicht während der Hochzeitsreise nach Ägypten überwältigte: Liebe unter Palmen, Wonne angesichts der Pyramiden, Seligkeit in Wüstenschauern — da mußte schon einer so voll Lebensdurst und Ferienübermut sein, wie der aus bescheidenem ländlichen Lehrerhaus stammende Imre.

Das rothaarige, kapriziöse, übersättigte Luxusgeschöpf, das nun Roswith Larsen hieß, lachte über des Gatten täppische Neulandfreude und vergnügte sich einige Monate damit, sich glücklich zu fühlen; worunter es Erfüllung verliebter Launen verstand. Dann aber nahm die junge Frau ihr gewohntes Leben wieder auf: Sie ritt, spielte Tennis, Golf, Bridge, hatte immerzu Gäste oder war selbst eingeladen, saß abends in der Oper, war überall, nur nie zuhause. Imre empfand das anfangs nicht so sehr. Er hatte genug zu tun, sich einzuarbeiten und in der fremden Welt seines luxuriösen Heims sich einzufügen. Ungefähr zwei Jahre dauerte es, bis er die Einzelheiten seines märchenhaften Glücks recht begriff: Frau, Geld, Luxus, Geselligkeit, Gehalt, Titel und Ansehen, Kleidung und Dienerschaft. Es war ein bißchen viel des Guten.

Dann ereignete sich ein kleiner Zwischenfall. Ein Untergebener brachte ihm eine Getriebezeichnung zum überprüfen und sagte: „Die hat Herr Maier gefertigt, der früher Ihre Arbeit zugeteilt bekam, Herr Direktor." Dieser Maier zog weiter seine Striche im allgemeinen Zeichensaal als einer von vielen. Imre erfuhr, daß er selber nichts anderes tat wie jener — nur tat er es als Eidam des Generaldirektors im Klubsessel auf einem Direktorposten für schwindelndes Gehalt, indes der Maier einfacher Zeichner geblieben war.

Mittags fragte er Roswith, wie das käme. Sie lachte: „Mein Mann, Imre, kann doch nicht als einfacher Zeichner arbeiten!"

„Nicht?" meinte er ernsthaft. „Wenn du mich liebst, Rosel, ist's gleichgültig, was und wo ich schaffe."

„Nenn mich nicht Rosel", wehrte sie ärgerlich. „Und rede nicht so töricht. Als mein Mann hast du das Glück, aus der Masse herausgehoben zu sein."

„Ach", sagte er, „so ist das? Du bist nicht meine Frau, sondern ich bin dein Mann . . . sozusagen einer der Gegenstände, die du dir nach Belieben anschaffst, in das Zimmer stellst und von den Dienstboten abstauben läßt? Rosel, ich meinte, du liebtest mich!"

„Ich heiße Roswith! Und ich liebe dich doch, Imre. Deshalb sollst du etwas werden — gerade als mein Mann!"

„Als dein Mann. Hm! Ich fürchte, ich will nichts durch dich werden, Roswith. Ich bin schon was, nämlich ein Mann. Einer, der gern sein Leben verschenkt, es sich aber nicht schenken läßt."

„Ich bin nun einmal reich, Imre. Das hast du gewußt", trumpfte sie auf.

„Hab ich's gewußt?" Er hob seinen blonden Schopf. „Der Dumme hat Glück, heißt's. Dumm bin ich gewesen, habe Leerlauf für Motorenleistung gehalten. Es war aber bloß Lärm und Dampf und Stillstand. Ich tu nicht mehr mit. Ich habe mich geirrt; bildete mir ein, Geld sei Glück."

„Das bilden sich alle ein." Sie betrachtete ihn aufmerksam. Hatte sie nicht gemeint, ihn in- und auswendig zu kennen? „Wo tust du nicht mit?"

„Leerlauf verursachen. Was ist dein Sport, dein Gehabe anderes? Wir sind schrecklich beschäftigt und tun nichts. Schaffen nichts. Komm mit mir, Rosi. Geld säckeln ist Nebensache, nützen ist mehr!"

„Oh! Soll ich in eine Zweizimmerwohnung? Danke!"

Er ging. Sie zuckte die Achseln Leerlauf? Wenn schon. Wer einmal Luxus genoß und eine Frau wie sie besaß, der kam wieder. Sie schätzte sich ebenso hoch ein wie ihr Geld. Aber diesmal irrte sie sich. Imre kehrte nicht wieder. Und als sie nach Wochen Erkundigungen einzog, hörte sie, daß er mit den Erwerbslosenkolonnen hinausgezogen war, ein Überschwemmungsgebiet zu sichern. Ihr Vater sprach von Ehetrennung und riet ihr, nun einen Mann ihres eigenen Kreises zu wählen.

„Taugte er nichts in seiner Arbeit?" fragte sie.

„O doch", gab der Generaldirektor zu. „Kein Genie, aber fleißig und klug wie viele." Nun solle Roswith aber einen Geldmann heiraten.

„Danke!" sagt sie böse. „Von der Sorte hätte ich ein Dutzend haben können. Ich mag keinen Leerlauftrabanten!"

Roswith fuhr in ihrem blauen Wagen nach der Flußniederung. Da sah sie Imre stehen, groß, kraftvoll, in kurzer Hose und offenem Hemd, wie er den breiten Spaten ins schwarze Erdreich trieb. Und bei dem Anblick verlor sie die Herrschaft über das Steuer, der Wagen rutschte die weiche Böschung hinab und blieb im Schlamm stecken. Der Motor keuchte, knallte und arbeitete sich immer tiefer ins Unwe-

bare hinein. Roswith, von Imres helfenden Armen herausgeholt, lachte ihn an: „Auch Leerlauf! Der letzte, den ich verursache, ich schwör's, Imre! Ich komme mit dir, wohin du willst."

Er sah sie ein bißchen dumm an: War sie nicht eine andere, ein Märchenwunder an Geldfülle und Zahlenwerten und Tagvergeudung? Dies da vor ihm war ein Weib, das ihn liebte, das Hand in Hand mit ihm gehen wollte, nicht bloß Autostraßen fahren. War das denkbar?

„Du kommst mit mir?" fragte er ungläubig, „obwohl ich lieber ein einfacher Angestellter bleiben und mich emporarbeiten will? Obwohl ich dich Rosel nenne und ein gemütliches Heim haben will — und Kinder?"

Da legte sie ihren Kopf an seine Brust und flüsterte: „Es ist würdelos und altmodisch für eine Frau von heute, aber ich will alles, was du willst."

Und sie küßte ihn vor all den Arbeitern, wie sie ihn nicht einmal angesichts der Pyramiden geküßt hatte.

Eine neue Rakete,

die den Luftgürtel durchbrechen soll.

Auf der Greifswalder Oie, einem winzigen, der Insel Rügen vorgelagerten Eiland, steht eine Höhenrakete des Dessauer Ingenieurs **Winkler** zum Start bereit. Da es sich diesmal um ein zu extremster Leistungsfähigkeit hochgezüchtetes Modell handelt, sieht die technische Welt dem Aufstieg mit größter Spannung entgegen, der in den nächsten Tagen erfolgen soll. Die Schriftleitung.

Rakete! — man denkt sofort an Weltenraum, interplanetarischen Verkehr, Langfilm „Frau im Mond" und an Professor **Oberth**, dessen Raumrakete ja auch auf derselben Greifswalder Oie vor nunmehr drei Jahren aufsteigen sollte. Nun, damals war es nichts geworden, denn Oberth zog sich in die Klausur wissenschaftlicher Arbeit zurück, und es war eine ganze Zeitlang still um das Raketenproblem, was immer ein Zeichen dafür ist, daß **wirklich** gearbeitet wird.

Wir haben als Kinder unserer Zeit nichts für unmöglich gehalten, wir haben alles geglaubt, wir waren uns aber auch darüber klar, daß nur ein Mann der Praxis dem Raketenungetüm energisch zu Leibe rücken könnte. Jetzt steht er auf dem Plan. Er ist Ingenieur, aus der Stadt Dessau. In langer geduldvoller Arbeit hat er auf dem Berlin-Reinickendorfer Raketenflugplatz die Rolle eines **Züchters** gespielt, denn als ich ihn einmal fragte, wann er denn nach dem Monde fliegen wollte, da geriet er beinahe in Wut und versprach mir feierlichst, mit seiner Rakete zur Hölle zu fahren, wenn das Publikum nicht endlich einsehen wollte, daß alle Raumfahrtideen so lange fauler Zauber seien, bis die Seele des hoffnungsvollen Vehikels, nämlich der Motor, erst einmal gründlich veredelt und hochgezüchtet wäre.

Was „Hochzüchtung" in diesem Falle bedeutet, zeigte mir Winkler an einer komplizierten Messungsanlage, die, unter Dach und Fach, durch Wasserdruckröhren mit dem draußen montierten Versuchsmodell in Verbindung stand und jede Veränderung in der Ausströmungsgeschwindigkeit der Gase, im Auftrieb und Rückstoß genauestens registrierte.

Technisch gesprochen, es kommt darauf an, das günstigste Verhältnis zwischen Eigengewicht der Rakete, Gewicht des Brennstoffes, Rückstoß und Auftrieb zu erforschen, um so dem Rückstoß — oder, wie Winkler ihn nennt, dem Strahlmotor die höchstmögliche technische Leistung zu entringen. Wichtig war ferner, den Gang der vehementen Verbrennung der Treibflüssigkeiten straff zu regeln, denn die Explosion von flüssigem Sauerstoff und Methan ist sehr gefährlich und kann, wie das bei Raketenstarts schon wiederholt vorgekommen ist, zu schweren Verletzungen der Beteiligten führen. Die Regierung macht daher auch die Genehmigung des Starts von einer Kaution für eventuell entstehenden Schaden abhängig.

Nach langem Suchen glaubt nun Winkler, die Zauberformel für das richtige Gewichtsverhältnis gefunden zu haben, er baute ein neues Modell und verheißungsvoll reckt es seit einigen Tagen seine Spitze zwischen den Gräsern der kleinen Insel, von einem Stacheldraht bewacht, gen Himmel.

Dort, wo eigentlich der Begriff der Rakete etwas Alltägliches ist, denn man verwendet sie seit Großvaters Zeiten zur Rettung Schiffbrüchiger, indem vom Ufer aus eine Leine mit Raketenkraft über das verunglückte Schiff hinweggeschossen wird, dort, auf dieser sonst so stillen Oie strömen nun die Neugierigen aus den benachbarten Badeorten zusammen, bestaunen das im Grase schlummernde Raketentier und treiben Frage- und Antwortspiel mit dem braven Schöpfer. Winkler, der Reklametrommel aus tiefster Seele abhold, ist schon ganz verzweifelt, hat aber in einem Kurgast aus Berlin, der sich anscheinend bereits gründlichst in das Raketenproblem ertieft hat, einen unersetzlichen Sekundanten gefunden. Wie funktioniert denn nun das Ding?, wollen sie alle wissen, und da kommt ihnen der Berliner gleich zu Hilfe.

„Na, Kinder, das ist doch ganz einfach, das geht mit Rückstoß, genau wie in der Natur. Die Qualle segelt per Rückstoß durchs Weltmeer, und der Tintenfisch auch. Der pumpt seinen Mantel voll Wasser und stößt es dann durch einen Trichter nach vorn, so daß das Tier laut Rückstoßgesetz pfeilschnell mit dem Hinterende voran durch die Flut rast."

Alles staunt ob dieser Weisheit.

„Jawohl", fährt er gelehrig fort, „der berühmte Naturforscher Gesmer hat im 16. Jahrhundert noch geglaubt, daß der Trichter dazu da wäre, „ihre schwärtze oder Dinen herauff zu kotzen", aber heute wissen wir, daß der Tintenfisch eine Naturrakete ist, ein Rückstoßtier, jawoll."

Und der Mann hat vollkommen recht. Die Rakete ist, wie alle Technik, eine künstliche Nachbildung von Naturformen, und gerade das bestärkt uns in der Zuversicht, daß auch die Raketenforschung uns eines Tages mit einem ungeheueren Erfolg überraschen wird.

Man darf nicht vergessen, daß sich die Fortbewegungsart durch Rückstoß ganz gewaltig von allen bisher vorhandenen Fortbewegungsmaschinen unterscheidet. Flugzeug, Eisenbahn, Auto, Schiff, sie alle brauchen zu ihrer Bewegung ein Medium (Luft, Erde, Wasser), auf das sie sich stützen können, während die Rakete auch im luftleeren Raum fliegen kann und sich lediglich auf die ausgestoßenen Gasteilchen stützt. Da die Stützungsmassen, die Gasteilchen, vor ihrer Verbrennung als Insassen der Rakete schon eine bestimmte Geschwindigkeit haben, die sich durch die Explosion noch entsprechend vergrößert, so werden beim Raketenflug Geschwindigkeiten erzielt, von denen wir uns kaum eine Vorstellung machen können.

Jeder neue Start einer Rakete kann uns daher vor ungeahnte Tatsachen stellen. Und wenn außerdem ein Modell die letzten, bisher vollkommensten Forschungsergebnisse in sich trägt wie das Winklersche, so darf man mit Fug auf den Verlauf des Startes, der den Höhenrekord brechen will, gespannt sein. Registrierinstrumente sind eingebaut, ein Fallschirm soll für glatte Landung sorgen, vielleicht also können wir schon in den nächsten Tagen eine neue technische Errungenschaft bewundern.

F. H. Reinhardt.



Lustige Ecke



* **Transaktionen.** In der Bank erscheint eine junge Dame, geht zur Hauptkasse und sagt: „Ich möchte ein Konto eröffnen. Kann ich das?" — „Aber selbstverständlich, gnädiges Fräulein. Wieviel möchten Sie denn einzahlen?" — „Einzahlen?" sagte sie ganz erstaunt. „Ich möchte fünfzig Mark **haben**."

* **Der beste Beweis.** Bureauvorsteher: „Ich mache Sie aber darauf aufmerksam, daß ich auf diesem Posten nur einen Mann gebrauchen kann, der die größte Geduld besitzen muß. — Können Sie mir beweisen, daß Sie diese Fähigkeit haben?"

Stellungsuchender: „Aber gewiß, Herr Bureauvorsteher, ich habe eine Frau, drei Kinder, zwei Dackel und ein Benzinfeuerzeug!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg